

# **Bestehen – nicht verstehen. Persönliche Erfahrungen eines Krebskranken**

von Walter BÜHLMANN

Bei der Besprechung meines Buches<sup>1</sup> „Warum gerade ich?“ schrieb Dr. Rolf WEIBEL in der Schweizerischen Kirchenzeitung: „Dass ein Lehr- und Forschungsbeauftragter für Bibelwissenschaften biblische Meditationen über den Sinn des Leidens schreibt, ist nicht ungewöhnlich. Dass er sein Buch aber nicht nur intellektuell verantwortet, sondern überdies einer existentiellen Bewährung aussetzt, das lässt aufmerken. Diese existentielle Bewährung sind die Schicksalsschläge in der Familie des Autors“<sup>2</sup>.

## **1. Von der Krankheit betroffen**

Im Januar 1998 konnte ich meinen 60. Geburtstag feiern. Mit gutem Grund durfte ich feststellen, dass mir Gott eine erstaunliche Gesundheit geschenkt hat. Ich fühlte mich körperlich in Form. Noch immer unternahm ich mit Kollegen grössere Skitouren. So war für mich Jahr für Jahr die Besteigung des Sustenhorns und des Piz Lucendro im Frühsommer ein einmaliges Skierlebnis. Diese körperliche und seelische Gesundheit wurde mir bereits in die Wiege gelegt. Ich durfte in einer guten und positiv eingestellten Familie aufwachsen. Meine Eltern schenkten mir viel Wärme und Geborgenheit.

Ihnen verdanke ich vieles, sowohl gute Eigenschaften, aber auch gewisse Schwächen und Fehler. Vom Vater erbt ich die Frohnatur, die Neigung zum Draufgängerischen, zur Kühnheit und zum Lebensmut. Er begeisterte uns für den Sport, insbesondere für das Radfahren und

---

<sup>1</sup> Walter BÜHLMANN, Warum gerade ich? Biblische Meditationen eines Krebskranken. Mit Bildern von Maria Hafner (Freiburg i. Ü. 2002).

<sup>2</sup> Rolf WEIBEL, Bestehen – Nicht verstehen, in: SKZ 170 (2002) 182.

für Bergtouren. Meine Mutter war eine mitfühlende Frau, manchmal etwas empfindlich, oft sehr energisch, nie aber verletzend.

Meine Eltern haben mich lebensstüchtig gemacht, mir Ausdauer und Kraft gegeben, selbst in schwierigen Situationen durchzuhalten. Sie haben mir Fähigkeiten geschenkt, die mir als Seelsorger zugute kommen. Besonders aber habe ich auch eine natürliche Religiosität erhalten, ein Geschenk, zu dem ich Sorge tragen muss.

Mein eigentliches Geburtsfest hatte ich auf Mitte August festgesetzt, zu dem ich meine Verwandten, Bekannten und Freunde einlud. Leider konnte ich diese Feier nicht durchführen, da meine Schwägerin an einem Hirntumor erkrankte und ausgerechnet an diesem Tag operiert wurde. Dieser harte Schicksalsschlag, den die Familie meines Bruders traf, hatte auch mich tief betroffen gemacht. In der folgenden Zeit fand ich nicht mehr die Kraft, das Fest nachzuholen.

Ein Jahr später habe ich mein Regentenamt im Priesterseminar St. Beat Luzern, das ich während zehn Jahren inne hatte, einem jüngeren Priester übergeben. Ich fühlte mich zu dieser Zeit kerngesund. An der Theologischen Fakultät Luzern übernahm ich weitere Aufgaben und wurde als Lehr- und Forschungsbeauftragter für Bibelwissenschaft und Verkündigung angestellt. Ich plante einen längeren Studienaufenthalt an der *École Biblique et Archéologique* in Jerusalem. Mitte September 1999 fuhr ich nach Israel. Kaum war ich dort eingetroffen, machte sich eine schleichende Krankheit bemerkbar. Nach vielen Untersuchungen im arabischen Spital St. Joseph, in dem ich acht Tage bleiben musste, lautete die ärztliche Diagnose bestimmt und eindeutig: Lymphknotenkrebs. Nach Luzern zurückgekehrt, musste ich mich einer langwierigen Chemotherapie unterziehen. Vom Oktober 1999 bis Ostern 2000 konnte ich ambulant behandelt werden. Als aber der hartnäckige und aggressive Krebs nicht endgültig zurückging, wurde eine zweite Behandlung in der Klinik St. Anna nötig. In dieser ungewissen Zeit erlebte ich manche Stunden der Angst und der Mutlosigkeit. Während den schlaflosen Nächten konnte ich oft nicht verstehen, wieso mich ein so hartes Los getroffen hatte: zunächst die schlimme Krankheit meiner Schwägerin Irene Bühlmann, dann mein eigenes Schicksal und schliesslich die Nachricht von der unheilbaren Krebskrankheit meines Cousins Klaus Leu. Das alles war für mich zuviel und ich begann zu

zweifeln. Immer wieder stellte ich die Frage, wieso gerade wir drei mit solchen harten Schicksalsschlägen konfrontiert wurden. Wieso das alles?

Rein theoretisch konnte ich Antworten finden. Noch vor Jahren ging ich im Sommersemester 1987 an der Theologischen Hochschule Chur im Rahmen einer öffentlichen Vorlesungsreihe zum Thema: „Wie böse ist das Böse?“ all diesen Fragen nach. Am Ijobbuch versuchte ich, Deutungen des Bösen und des Leidens nachzuzeichnen<sup>3</sup>.

Nun aber steckte ich selber in der Rolle Ijobs und so wurde alles konkreter und existentieller. Mir wurde bewusst, dass eigenes Leiden oder das Mitleiden mit andern etwas ganz anderes ist, als theologisch über den Sinn des Leidens oder einer Krankheit nachzudenken oder zu schreiben.

## 2. Furcht und Zittern angesichts des Leidens

Die Behandlung meines Krebs durch die Chemotherapie war zunächst erfolgversprechend. Die Röntgenaufnahmen des Computertomographen zeigten, dass sich der Krebs zurückbildete. Nach einem halben Jahr aber entstand ein neues Lymphom. Der Arzt konnte auch bei einer andersartigen Chemotherapie nichts versprechen. Im Gegenteil, es schien, dass der Krebs von neuem zugeschlagen hatte. Es gab nur eine Radikallösung: eine Hochdosis-Chemotherapie am Inseluniversitätsspital Bern. Aber diese Behandlung war für mein Alter sehr risikoreich. Man gab mir höchstens 40 % Chance. Trotzdem entschied ich mich für diese Therapie, die vier Monate dauerte.

Während dieser Zeit folgten Tage des Hoffens, aber auch Tage der Furcht und des Zitterns. Was würde geschehen, wenn bei dieser Behandlung mein Körper nicht mehr mitmachen würde? In den folgenden Wochen und Monaten begann ich, viel in der Bibel zu lesen und mit den Psalmen zu beten, über mein Schicksal zu klagen, zu schreien und nach

---

<sup>3</sup> Walter BÜHLMANN, Warum gerade ich? Deutungen des Bösen und des Leids im Buch Ijob, in: Hans HALTER (Hrsg.), Wie böse ist das Böse? (Zürich 1988) 35–59.

dem „Warum?“ zu fragen<sup>4</sup>. Auch der sterbende Jesus schrie am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, ein Wort aus dem Psalm 22 aufnehmend.

In dieser Zeit las ich auch die Leidensgeschichte Jesu. In der Erzählung von der Not im Garten Getsemani werden von Jesus Dinge erzählt, die ganz anders sind, als wir sie erwarten, und die nur schlecht in unser Konzept passen. Lesen wir doch die Erzählung vom Aufenthalt Jesu in Getsemani (Mk 14,32-42):

„32 Sie kamen zu einem Grundstück, das Getsemani heisst, und er sagte zu seinen Jüngern: Setzt euch und wartet hier, während ich bete.

33 Und er nahm Petrus, Jakobus und Johannes mit sich. Da ergriff ihn Furcht und Angst,

34 und er sagte zu ihnen: Meine Seele ist zu Tode betrübt. Bleibt hier und wacht!

35 Und er ging ein Stück weiter, warf sich auf die Erde nieder und betete, dass die Stunde, wenn möglich, an ihm vorübergehe.

36 Er sprach: Abba, Vater, alles ist dir möglich. Nimm diesen Kelch von mir! Aber nicht, was ich will, sondern was du willst (soll geschehen).

37 Und er ging zurück und fand sie schlafend. Da sagte er zu Petrus: Simon, du schläfst? Konntest du nicht einmal eine Stunde wach bleiben?

38 Wacht und betet, damit ihr nicht in Versuchung geratet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

39 Und er ging wieder weg und betete mit den gleichen Worten.

40 Als er zurückkam, fand er sie wieder schlafend, denn die Augen waren ihnen zugefallen; und sie wussten nicht, was sie ihm antworten sollten.

---

<sup>4</sup> Vgl. Vaterland (Luzern, 9. 4. 1977); Walter BÜHLMANN, Schlüssel zu Gesetz und Propheten (Luzern 1984) 173–181; Johannes B. BRANTSCHEN, Warum lässt der gute Gott uns leiden? (= Herderbücherei 1762) (Freiburg i. Br. <sup>2</sup>1992) 100–110.

41 Und er kam zum drittenmal und sagte zu ihnen: Schlaft ihr immer noch und ruht euch aus? Es ist genug. Die Stunde ist gekommen; jetzt wird der Menschensohn den Sündern ausgeliefert.

42 Steht auf, wir wollen gehen! Seht, der Verräter, der mich ausliefert, ist da.

In der Erzählung heisst es von Jesus, dass ihn angesichts des Leidens und Sterbens Furcht und Zittern befallen hat. Er hat Angst. Weil er sich fürchtet, allein zu sein, nimmt er die Jünger mit sich. Er geht ein paar Schritte weiter und wirft sich auf die Erde, und er bittet Gott, dass er sein Leiden von ihm wegnehme. Und er betet noch einmal und noch einmal.

Es muss uns überraschen, dass Jesus sich im Garten Getsemani nicht heldenhaft gibt. Wenn man nämlich damals – oder auch heute – vom Tod eines bedeutenden Menschen erzählt, sieht das ganz anders aus. Ein grosser Mensch fürchtet sich nicht davor. Die Reife eines Menschen zeigt sich darin, dass er dem Tod ruhig ins Angesicht sehen kann; seine Überlegenheit tut sich darin kund, dass er wissend, gefasst und gelassen in den Tod geht. Überall ist man bestrebt, das Sterben bedeutender Menschen in ruhigen, abgeklärten Farben zu zeichnen.

Die Erzählung von Getsemani schildert uns keinen Helden und Heiligen. Jesus zittert und hat Angst. Er bittet seine Freunde, bei ihm zu bleiben. Er bittet Gott kniefällig, er möge den Leidenskelch vorübergehen lassen.

Wenn der Erzähler uns die Geschichte von Getsemani schildert, frage ich mich ab und zu, ob er wirklich von Jesus spricht, wie es damals war, oder ob er nicht auch von uns spricht, von uns, die wir ja auch Angst haben, die wir ja auch erdrückt werden von Lasten, die wir nicht oder nur mit grösster Kraftanstrengung zu tragen vermögen. Tatsächlich, aus meiner eigenen Erfahrung kann ich bezeugen, dass sich in der Getsemani-Geschichte auch unsere eigene Geschichte widerspiegelt. Wenn ich nämlich auf die letzten achtzehn Monate meiner Krankheit zurückblicke, erkenne ich in der Getsemani-Geschichte meine eigenen Züge.

Während meiner Krankheit kamen Stunden der Angst, der Ungewissheit, Stunden der Mutlosigkeit, des bitteren Leids und des Verzagens. Ich wusste zwar, ich war nicht allein, mit mir leiden Hunderte von Menschen. Ich begegnete sogar immer wieder solchen Kranken während meiner Therapie in der Arztpraxis. Ich muss gestehen, das war eine meiner bittersten Erfahrungen, beim Arzt und vor allem auch in der Abteilung Onkologie am Inselspital, diesen vielen Krebskranken zu begegnen: Junge Menschen, vor allem auch junge Mütter, die ihre kleinen Kinder zur Therapie mitnahmen, oft sogar schon im Rollstuhl. Ich bin dort Menschen begegnet, die keine grosse Chance mehr hatten, wieder gesund zu werden. Mit all diesen Menschen fühlte ich mich solidarisch. Auch sie erfuhren die angstvollen Stunden des zitternden Jesu in der Nacht von Getsemani.

Wenn ich noch einmal auf die Geschichte von Getsemani zurückblicke, mache ich noch eine weitere Beobachtung. Dreimal bittet Jesus seinen Gott, dass er den Leidenskelch von ihm wegnehme. Dreimal ruft er ihn mit „Abba – lieber Vater“ an. Dreimal bittet er, dass ihm die Stunde doch erspart sein möge. Was geschieht? Es geschieht überhaupt nichts. Gott schweigt. Jesus muss feststellen: „Seht, die Stunde kommt“. So als ob er nicht gebetet und nicht geklagt hätte.

Da gibt es Menschen, die leiden furchtbar, körperlich und seelisch. Täglich schreien Tausende von Kindern ihrem Tod entgegen. Täglich der hundertfältige Schmerz von Unterdrückung, von Krieg, von Trennung, von Ohnmacht: täglich das Aushalten seelischer Grausamkeiten, tiefster Ängste der Verzweiflung.

Manche unheilbar Kranke kommen über die Auflehnung nicht hinaus. Sie können nicht annehmen, dass sie sterben müssen.

In solchen Situationen gibt es immer wieder Menschen, die zu Gott rufen, weil sie noch zu beten und zu hoffen vermögen. Aber was geschieht dann? Es geschieht überhaupt nichts. Gott schweigt. Die Stunde bleibt nicht erspart. Im Gegenteil. Jede Stunde wird für jemand zur Todesstunde, zur Stunde der Verlassenheit, zur Stunde des Kreuzes.

Die Erzählung von Getsemani ist unsere Erzählung, ist unsere Geschichte. Oder auch so: Es ist die Geschichte Jesu, der ganz in unse-

re Geschichte eingegangen ist: In unser Zittern und Zagen, in unsere Angst, in unser Klagen vor dem schweigenden Gott.

Im gewissen Sinne bin ich Gott dankbar, dass Jesus nicht als Held gestorben ist, sondern als jemand, der zitterte und furchtsam sich zu Boden warf. Ich fühle mich mit Jesus verbunden, der von seinem Vater nicht erhöht wurde, der von Gott keine Antwort erhielt. Oft erleichtert es mich zu wissen, dass es diesem Jesus um nichts besser ergangen ist, als es uns ergeht. Offensichtlich ist er ganz in unsere Geschichte eingegangen.

### 3. Die Frage nach dem Warum?

Wer von einem schweren Leiden getroffen wird, stellt sich gerne die quälende Frage: Warum ist das so, dass einer, der so gerne gelebt hätte, früh sterben muss, dass Menschen, die wir lieben, plötzlich schwer krank werden. Jedesmal ist es ein grosser Schock. Wir suchen ratlos nach Antworten. Was haben wir falsch gemacht? Wir beginnen zu fragen, wer denn dafür die Schuld trage. Habe ich zu wenig Sorge getragen zu meiner Gesundheit? usw.

So stehen wir vor der Frage nach den Ursachen des Leidens in der Welt. Wieso gibt es das Leiden?

Wenn man nach den Ursachen des Leidens in der Welt sucht, ist es, wie wenn der schwarze Peter herumgereicht würde. Schuld am Leiden sind meistens die andern: Die Diktatoren, die Reichen, die Ausländer, die Multis. Man wird aber schliesslich feststellen, dass das Leiden in der Welt so gross ist, dass Menschen dafür überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden können. So liegt dann der schwarze Peter zu guter Letzt beim lieben Gott, der sich nicht wehren kann<sup>5</sup>.

---

<sup>5</sup> Vgl. zu diesen Fragen ebd. 14–33; BRANTSCHEN, Warum lässt der gute Gott uns leiden (oben Anm. 4) 17–70.

### 3.1 Das Leiden, verursacht durch Menschen

Zunächst geht es mir darum, dass wir die Augen öffnen für das unermessliche Leid, das wir Menschen einander antun. Ich habe erschreckend viele Möglichkeiten, dem andern Leid zuzufügen. Ich kann ihn übervorteilen, ihn verleumden, ihn schlecht machen. Ich kann ihm aber ebenso grosses Leid dadurch zufügen, dass ich ihn einfach nicht beachte oder ihn blossstelle. Ich kann einem andern Leid zufügen, wenn ich zu sehr mit mir selber beschäftigt bin. In diesem Fall ist mir mein trautes und komfortables Heim viel wichtiger als das Wohlergehen meines Nächsten. Oder meine einzige Sorge ist meine Arbeitsstelle, die möglichst viel Geld einbringen muss, mein Luxus, mit dem ich imponieren möchte, die gesellschaftliche Stellung, mit der ich mir bei andern Respekt verschaffen will. Sosehr bin ich von mir besessen, dass mir der Blick für den andern verloren geht.

Oder denken wir an die Unrechtsverhältnisse in dieser Welt, die Menschen leiden machen; es gibt Hungerkatastrophen, die nicht sein müssten; es gibt Epidemien und Krankheiten, die gestoppt werden könnten. Man müsste nur das Geld, das in das kriminelle Wettrüsten gesteckt wird, für diese Aufgaben frei machen. Wer sagt, Leiden sei Strafe und Medizin, der hat kein Interesse daran, die Verhältnisse, die uns leiden machen, zu ändern: Die Ausbeuter dürfen weiterhin ihr Werk tun, die Hungersnöte und Epidemien dürfen weiterhin ihre Opfer holen. Diese Theorie vom Leiden als Strafe hat bei vielen Christen zu einer passiven Haltung geführt, die dem Leiden gegenüber nur Ergebung kennt, nicht aber Widerstand. Abwendbare und unabwendbare Leiden werden nicht voneinander geschieden. Alle Leiden aber, die abschaffbar sind, sind abzuschaffen, soweit das nur möglich ist. Es gibt noch genug Leiden, das nicht überwunden, sondern nur ertragen werden kann. Widerstand und Ergebung – das ist die menschliche und christliche Haltung dem Leiden gegenüber.

Somit haben wir keine Möglichkeit, uns vor all diesem Leid entschuldigen zu können. Wir haben hier gerade zu stehen. Es nützt nichts, den Kopf in den Sand zu stecken. Zur Genüge sind wir auf die schrecklichen Ungerechtigkeiten in der Welt aufmerksam geworden. Wir wissen seit langem, dass wir in einer Welt leben, in welcher die Reichen



immer reicher und die Armen immer ärmer werden. Und dass wir auf der Seite der Reichen stehen, die auf dem Buckel der Armen und Hungernden sich eine Existenz aufbauen, eine Existenz, die geradezu seltsame Züge trägt: Jeder hat seinen Wagen oder gar Zweitwagen, jeder hat seine Waschmaschine, jeder hat seinen Staubsauger, jeder hat seinen Fernseher. Jeder hat so vieles, das er nicht unbedingt brauchen müsste. Dies geht nämlich auf Kosten jener, die nichts oder kaum etwas zu essen haben.

Es hat keinen Sinn, um den heißen Brei herumzureden. Es gibt viele Leiden in der Welt, die wir selber verschuldet haben. Der Grund für dieses selber verursachte Leid ist die Sünde, ist unsere Sünde. Die Sündigkeit des Menschen, die tief bis in die feinsten Strukturen unserer Gesellschaft, unserer Politik, unseres Wirtschaftssystems hineingelangt, so dass wir uns davon kaum mehr zu befreien vermögen.

Es wäre bestimmt sehr viel gewonnen, wenn wir uns ehrlich auffassen könnten, unser Tun und Lassen auch wirklich als Sünde zu bezeichnen, ganz einfach, weil es der Wahrheit entspricht, ganz einfach, weil wir Sünder sind. Dies einzugestehen, so meine ich, ist der Anfang dafür, manches Leiden auch wirklich zu überwinden<sup>6</sup>.

### **3.2 Das unverschuldete Leiden**

Bisher sind wir den Ursachen des Leidens in dieser Welt nachgegangen. Schuld am Leiden sind nicht immer die andern. Schuldig sind auch wir alle. Ich sehe keine Möglichkeit, wie wir uns von all diesem ungeheuren Leid entschuldigen könnten. Wir haben hier gerade zu stehen. Und doch haben wir die Frage nach den Ursachen des Leidens noch nicht vollständig beantwortet. Es gibt unsäglich viel Leid, das nicht unbedingt von uns Menschen verursacht wird. Ich denke jetzt an die vielen Leiden, die uns Menschen durch Naturkatastrophen heimsuchen: Überschwemmungen, Erdbeben, Vulkanausbrüche. Ich denke aber auch an die unzähligen Krankheiten, die uns Menschen überfallen.

---

<sup>6</sup> Vgl. dazu BÜHLMANN, Warum gerade ich (oben Anm. 1) 35–45.

Zugegeben, es gibt Naturkatastrophen, die der moderne Mensch durch unvernünftiges Verhalten selber verschuldet. Es gibt moderne Krankheiten, die wir uns durch ungesunde Lebensweise zufügen. Trotzdem gibt es unendlich viel Leid, das uns Menschen überfällt, ohne dass wir eine befriedigende Antwort geben können. Es gibt auch viele Krankheiten, die ohne das Verschulden des Menschen eintreffen. Ich denke etwa an die heimtückischen Krebskrankheiten, die uns oft unsägliches Leid zufügen können. So ist es auch für mich unverständlich, dass ich im Sommer 1999 am unheimlichen Lymphknotenkrebs erkrankte. Ich bin mir nicht bewusst, dass ich meinem Körper unnötig Schaden zugefügt hätte. Im Gegenteil, ich habe stets durch regelmässigen Sport zu meinem Körper Sorge getragen.

So bleibt die Frage nach den Ursachen des Leidens in vielen Fällen unbeantwortet<sup>7</sup>.

#### 4. Die Frage nach dem „Wozu?“

Bis jetzt sind wir dem Leiden in dieser Welt nachgegangen und haben uns die Frage nach dem „Warum?“ gestellt. Warum gibt es so viel Leiden in der Welt? Warum werden viele Menschen von heimtückischen Krankheiten überfallen?

Allerdings, wer nach dem „Warum?“ fragt, der blickt nach rückwärts und wühlt in der Vergangenheit. Aus der Vergangenheit werden wir aber selten eine Antwort erhalten, die uns wirklich weiterführt. Das „Warum“ vermag unseren Horizont kaum zu sprengen. Wir werden immer um die gleichen Probleme kreisen und darum weder uns noch den anderen weiterhelfen.

Es ist deshalb höchste Zeit, dass wir wieder einmal einen Blick auf Jesus werfen. Unserer Ratlosigkeit vor dem Leiden begegnet er dadurch, dass er uns lehrt, eine neue Frage zu stellen. Ich bin deshalb erleichtert, dass Jesus in der Geschichte von der Heilung des Blinden (Joh 9) diese Art des Suchens nach Gründen aus der Vergangenheit ablehnt. Lesen wir zunächst den Text (Joh 9,1-7):

---

<sup>7</sup> Ebd. 46–54.

„1 Unterwegs sah Jesus einen Mann, der seit seiner Geburt blind war.

2 Da fragten ihn seine Jünger: Rabbi, wer hat gesündigt? Er selbst? Oder haben seine Eltern gesündigt, so dass er blind geboren wurde?

3 Jesus antwortete: Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern das Wirken Gottes soll an ihm offenbar werden.

4 Wir müssen, solange es Tag ist, die Werke dessen vollbringen, der mich gesandt hat; es kommt die Nacht, in der niemand mehr etwas tun kann.

5 Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.

6 Als er dies gesagt hatte, spuckte er auf die Erde; dann machte er mit dem Speichel einen Teig, strich ihn dem Blinden auf die Augen

7 und sagte zu ihm: Geh und wasch dich in dem Teich Schiloach! Schiloach heisst übersetzt: Der Gesandte. Der Mann ging fort und wusch sich. Und als er zurückkam, konnte er sehen“.

Die erste Frage, die sich stellt, ist die: „Warum?“ Warum gibt es Menschen, die von Geburt an blind sind? Warum gibt es Leiden auf der Welt? Nach dem damaligen Verständnis war es so, dass hinter jeder Krankheit, hinter jedem Leid Schuld zu vermuten war. Prompt fragen darum die Jünger ihren Meister: „Rabbi, wer hat gesündigt? Er selbst? Oder haben seine Eltern gesündigt, sodass er blind geboren wurde?“ Jesu Antwort ist zwar etwas rätselhaft, aber – wie ich meine – unheimlich befreiend. Jesus sagt: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt“, und weist mit seiner Antwort stattdessen in die Zukunft: „An ihm soll Gottes Wirken sichtbar werden“. Diese Antwort ist deshalb so befreiend, weil sie uns davon erlöst, immer nach dem „Warum?“ zu fragen.

Jesus entlastet den Blindgeborenen von der Schuldfrage. Er bleibt stehen, er wendet sich dem Kranken zu und bestreicht seine blinden Augen mit Erde und Speichel. Aber das ist nur die eine Seite der Heilung, die andere ist der Weg, den der Blinde selber zurücklegen muss: Er muss selber zum Teich gehen und sich dort die Augen wa-

schen. Erst auf dem Rückweg ist er geheilt. So wird Gottes Wirken sichtbar.

Jesus bietet dem Blindgeborenen und uns eine neue Welt an, eine Welt der Gemeinschaft und des Zutrauens. „Und als er zurückkam, konnte er sehen“. Nicht unsere Vergangenheit, nicht unsere Schuld und Sünde, nicht unsere Krankheit und unser Leiden stehen mehr im Vordergrund. Die Frage nach dem „Wozu?“ öffnet unsere Sicht, sie sprengt unseren Horizont, weil unsere Zukunft doch letztlich in den Händen Gottes steht. Diese Sicht ist für mich in meiner Krankheit sehr wichtig geworden.

Denn wenn ich nur auf die Vergangenheit und Gegenwart blicke, komme ich mir wie der Blindgeborene vor. Die Krankheit hat mir vieles durchkreuzt. Ich musste auf manches verzichten, das ich gerne getan hätte. Mein Körper war nicht mehr in der Lage, grosse Leistungen zu erbringen. So konnte ich lange Zeit nur noch geradeaus gehen. Das Aufwärtssteigen benötigte grosse Anstrengung. Ich musste die Zukunftspläne zurücknehmen. Ich konnte meinen Studienaufenthalt in Jerusalem nicht mehr weiterführen. Ich musste mich einschränken. Das tat weh, das machte mich einsam und traurig.

Doch nun wusste ich, dass Jesus mir eine neue Zukunft gibt. Ich durfte auf ein gutes Ende hoffen. Der Blick in die Zukunft gab mir ein neues Lebensgefühl. Ich lebte ein Leben, das Zukunft hat, weil Gott meine, unsere Zukunft ist. Ich lebte ein Leben auf Hoffnung hin, weil Gottes Macht sichtbar werden soll. Das ist das Geheimnis Jesu.

Es ist übrigens keine Frage: Durch das Leid wächst die Liebe unter uns Menschen. Wenn alle gesund wären und niemand die Hilfe des anderen brauchte, wären wir alle ärmer. Durch die liebevolle Zuwendung von Mensch zu Mensch werden wir menschlicher. Gerade unter den Leidenden geht es oft sehr menschlich zu. Das sagte eine Seelsorgerin in der Psychiatrie: „So viel Menschlichkeit, Mitgefühl, Anteilnahme wie hier habe ich nirgends erlebt“.

Das Leid kann Menschen reifer, erwachsener machen. Nicht wenige wachsen über sich hinaus. Ich denke an die Mutter, die jede Nacht zwei-, dreimal aufsteht, um ihr gelähmtes Kind umzudrehen, damit es wieder schlafen kann. Oder da ist die Frau, die ihrem krebserkrankten Mann wochenlang Tag und Nacht beigestanden ist und in dieser Zeit

kaum geschlafen hat. Als ich sie fragte, wie sie das geschafft hat, lächelt sie mich an und sagt: „Wenn der Mensch, den du liebst, dich braucht, kannst du alles“.

Wir staunen immer wieder, was Menschen aus Liebe zueinander alles aushalten. Manchmal ist es auch die Liebe zu Gott, die Menschen unglaublich stark macht. Wer glaubt, dass Gott bei ihm ist, dem werden oftmals übernatürliche Kräfte zuteil.

Die Erfahrung, dass das Leid gütiger und menschlicher macht, lässt sich nicht verallgemeinern. Sicher, es gibt Menschen, die an ihrer Krankheit verzweifeln und auch so sterben. Längst nicht jeder Kranke wächst über sich hinaus, manche gehen an ihrer Krankheit auch zugrunde. Wie viele Leidgeprüfte sind durch das Leid bitterer geworden, verbittert. Eine schwerwiegende Krankheit ist nun einmal eine grosse Erschütterung. Das Leben gerät äusserlich ganz aus der Bahn, gewohnte Tätigkeiten müssen aufgegeben und vieles muss umgestellt werden, von der Ernährung bis zum Tagesablauf. Nur wer in der Lage ist, das Leben neu zu sehen und einzuschätzen und vielleicht Gewichte neu zu verteilen, kann über diese schwere Krise hinwegkommen.

Aber im allgemeinen gilt das Wort von André GIDE: „Krankheiten sind Schlüssel, die uns gewisse Tore öffnen“. Kranke bekommen oftmals Einsichten, die Gesunden verschlossen bleiben. Kranken geht auf, dass eigentlich nichts selbstverständlich ist. Sehen, hören, essen, schlucken, atmen verstehen sich nicht von selbst. Das Wunder des Lebens erschliesst sich neu. Auch wenn der Kranke sich in seinem Leiden verschliesst und sich abschliesst gegen alles, was mit seiner Krankheit nichts zu tun hat, kann er sich dem Leben neu öffnen und zu mancher Erkenntnis gelangen, die ihm bisher verborgen war.

Wozu? Wofür? Was ist der Sinn meiner Krankheit? Andere können mir diese Frage nicht beantworten. Nur ich selbst kann meinem Leiden einen Sinn geben. Wer einen Sinn in seinem Leiden sieht, kann es eher annehmen und bewältigen als der Leidende, der es für sinnlos hält.

Unsere Aufgabe besteht nicht darin, einem Kranken den verborgenen Sinn seines Lebens verständlich zu machen oder seine Krankheit zu deuten. Solche Deutungen rufen meist nur Abwehr hervor. Vielmehr

sollen wir durch unser Dasein dem Kranken helfen, sein Leiden zu bestehen.

Nicht selten geht uns der Sinn des Leidens erst im Nachhinein auf. Rückblickend erkennen wir, dass die Krankheit heilsam war. Der Rückfall war ein Fortschritt, hat uns weiter gebracht. Das Unglück war eigentlich ein Glück. Im Nachhinein wundern wir uns manchmal, wozu das Schlechte gut war.

Hat alles in meinem Leben vielleicht doch einen verborgenen Sinn? Vieles ist scheinbar zufällig geschehen, aber so langsam entdecke ich den tieferen Sinn. Oder hat Max FRISCH Recht, wenn er sagt, es sei immer das Fällige, das uns zufällt? Ich weiss es nicht, aber manchmal geht uns auf einmal ein Licht auf und plötzlich sehen wir alles mit anderen Augen.

Gewiss wollen wir nicht übersehen, dass Jesus die Befreiung des Menschen teuer bezahlen musste: durch sein Leiden und Sterben. Es scheint, dass Freiheit und Liebe nur mit Leiden und Sterben erkaufte werden können. Jesus nachfolgen bedeutet aber nicht, dass um jeden Preis gelitten werden muss. Jesus nachfolgen bedeutet, auf den Menschen zugehen, wie Jesus auf ihn zugegangen ist: befreiend und Hoffnung schaffend.

Dass uns dieses Tun früher oder später das Kreuz bringt, ist nicht zu leugnen. Wir dürfen den Kopf nicht in den Sand stecken. Auch in Zukunft wird uns manchmal Bitteres begegnen, es kann dies eine Krankheit sein, ein Schicksalsschlag oder eine Enttäuschung. Dieses Kreuz ist aber ein Kreuz, ein Leiden, das nicht in Sinnlosigkeit zerrinnt. Ein Leiden, das uns nicht im resignierten „Warum?“ still stehen lässt, es ist ein Leiden, das ein „Wozu?“ kennt, ein Leiden, das Zukunft zu schaffen vermag. Denn wir wissen, wem wir glauben. Wir glauben an den, dessen Macht an uns und an dieser Welt sichtbar werden wird.

## **5. Abschliessende Bemerkungen**

Rückblickend darf ich feststellen, dass ich während der Krankheit eine tiefe Wandlung durchgemacht habe. Die äussere körperliche Verwandlung liess mich erschrecken, aber in der inneren seelischen

Wandlung erahnte ich etwas von Gottes Wirken. Bis zu meiner Erkrankung erlebte ich mich als stark und ich war es auch: körperlich gesund, voller Tatendrang und geistig von grosser Willensstärke. Ich hatte mein Leben stets selber bestimmt und auch gegen Widerstände mich durchgesetzt. Dann kam die Krankheit, die mich erbarmungslos schwächte, vor allem körperlich. Aber sie machte auch meine Seele weich. Ich lernte, zu meinen Gefühlen zu stehen, Trauer und Tränen zuzulassen. Bald spürte ich, dass gerade das Zulassen der Schwachheit mir eine grosse Würde gab und zu einer neuen Form von Stärke wurde. Es kam zum Gleichgewicht zwischen Stärke und Schwäche – menschlich. Krankheit kann eine Chance sein, den ungelebten Seiten im Leben Platz zu geben und das Leben so ins Gleichgewicht zu bringen. An einer Medienkonferenz vom 3. Januar 2002 beeindruckte der frühere Skirennfahrer Silvano BELTRAMETTI, der beim Abfahrtsrennen vom 8. Dezember 2001 in Val d'Isère durch einen Unfall querschnittgelähmt wurde, die Anwesenden und Journalisten. Er begann zu erzählen von den vielen kleinen Siegen, die er im Paraplegiker-Zentrum Nottwil erringe und die ihm viel mehr bedeuten würden als die Podestplätze im Skiweltcup. Ein solcher Sieg war z. B., als er zum erstenmal nach seinem fatalen Sturz wieder das Essen alleine zu sich nehmen konnte. Dazu gehörten auch „kleine Umarmungen, die man früher nie wahrgenommen habe“<sup>8</sup>.

Dass dies auch mir gelang, verdanke ich meinen engsten Mitmenschen, die mir immer wieder Mut machten. Neben diesem guten Umfeld war auch ich immer bemüht, mich meinen körperlichen Grenzen anzupassen. Da mich die Krankheit erbarmungslos schwächte, musste ich einen langsameren Schritt einschlagen. Ich hielt auch während meiner Chemotherapie einzelne Vorlesungen an der Theologischen Fakultät. Ich war zwar jeweils nach zwei Stunden total erledigt. Aber bis zur nächsten Woche hatte ich wieder die nötige Kraft und Energie. Die Erfahrung, nicht mehr unter Stress und Druck zu sein, war für mich sehr heilsam. So konnte ich während dieser Zeit auch wissenschaftlich tätig sein. Ich habe an meinem überarbeiteten Werk „Wie Je-

---

<sup>8</sup> Vgl. Neue Zürcher Zeitung (Zürich, 4. Januar 2002, S. 45); Neue Luzerner Zeitung (Luzern, 4. Januar 2002, S. 37).

„sus lebte“ weiter geschrieben und konnte das Buch noch während meiner Krankheit neu herausgeben<sup>9</sup>.

So gab mir die Krankheit die Möglichkeit, eine andere Seite meines Lebens kennen zu lernen. Es war kein Entweder-Oder, sondern, wie es in einem Gebet heisst, die Unterscheidung, wann es Zeit ist für das eine, wann für das andere: „Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden“.

Ja, eine Krankheit kann uns den Zugang öffnen zu einer neuen Ebene des Lebens, zur spirituellen Ebene, auf der wir die innere Stimme erkennen und auf sie hören, und so das Leben neu sehen und gestalten. Das zeigt das Beispiel einer kranken Frau. Sie fragte ihren Mann: „Muss ich alles ändern, nur weil ich Krebs habe?“ Beide fanden die Antwort: „Ändere die Dinge im Leben, die ohnehin geändert werden müssen“<sup>10</sup>.

Braucht es denn dazu wirklich erst diese ganz grossen Einschnitte im Leben? Das kann nicht sein! Unser Glaube will doch, dass wir aufwachen und umkehren und uns jetzt dem zuwenden, was wir brauchen, um ganz heil und gesund zu werden.

Wenn es so etwas gibt wie eine Botschaft meiner Krankheit, dann könnte sie lauten: „Wartet nicht, bis ihr krank werdet, um das zu tun, was euch wirklich wichtig ist im Leben. Wenn ihr einen Traum habt, eine Vision, dann fangt jetzt an, den ersten Schritt zu tun“<sup>11</sup>.

Wenn ich es mir recht überlege, gibt es wirklich keinen Grund, nicht heute schon damit zu beginnen.

---

<sup>9</sup> Walter BÜHLMANN, *Wie Jesus lebte. Palästina vor 2000 Jahren. Wohnen. Essen. Arbeiten. Reisen* (Luzern 2001).

<sup>10</sup> Angela RÖMER, *Zwischen Erde und Himmel. Spirituelle Wege zur inneren Quelle* (Freiburg i. Ü. 2001) 63–67.

<sup>11</sup> Ebd. 67.